

## **SÜDWESTRUNDFUNK SWR2 AULA – Manuskriptdienst**

### **Weniger ist mehr Abschied vom Wachstumswahn**

Autorin: Petra Pinzler \*

Redaktion: Ralf Caspary

Sendung: Sonntag, 22. Januar 2012, 8.30 Uhr, SWR 2

---

#### **Bitte beachten Sie:**

*Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.*

*Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula (Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden für 12,50 € erhältlich.*

*Bestellmöglichkeiten: 07221/929-6030*

#### **Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?**

*Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder [swr2.de](http://swr2.de)*

*SWR2 Wissen/Aula können Sie auch als Live-Stream hören im SWR2 Webradio unter [www.swr2.de](http://www.swr2.de) oder als Podcast nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/wissen.xml>*

#### **Manuskripte für E-Book-Reader**

*E-Books, digitale Bücher, sind derzeit voll im Trend. Ab sofort gibt es auch die Manuskripte von SWR2 Wissen/Aula als E-Books für mobile Endgeräte im sogenannten EPUB-Format. Sie benötigen ein geeignetes Endgerät und eine entsprechende "App" oder Software zum Lesen der Dokumente. Für das iPhone oder das iPad gibt es z.B. die kostenlose App "iBooks", für die Android-Plattform den in der Basisversion kostenlosen Moon-Reader. Für Webbrowser wie z.B. Firefox gibt es auch Addons oder Plugins zum Betrachten von E-Books.*

*<http://www1.swr.de/epub/swr2/wissen.xml>*

---

**Ansage:**

Mehr Wachstum - das ist die Zauberformel einer modernen prosperierenden Gesellschaft, die einen Maßstab hat: das Bruttoinlandsprodukt. Doch schon lange weiß man, dass unbegrenztes Wachstum kein Indikator mehr ist für das Lebensglück eines Volks oder das Wohlergehen eines Landes. Mindestens ebenso wichtig wie wirtschaftliches Wachstum sind Gerechtigkeit, Gesundheit, Kooperation, Solidarität zwischen den Generationen. Petra Pinzler, Journalistin und Buchautorin, zeigt, warum die Wachstumsideologie der falsche Weg ist.

**Petra Pinzler:**

Wussten Sie das schon? Sie leben in der besten aller Welten! So gut wie heute ging es uns angeblich noch nie. Wieder ist unser Wohlstand im vergangenen Jahr gewachsen. Trotz Finanzkrise, Eurowirren und Klimawandel sind wir reicher als je zuvor, haben mehr Autos, mehr iPods und größere Wohnungen. Alles gut, alle glücklich. Alle glücklich?

Sie waren sicher schon mal bei „Tchibo“. Ich schlendere dort regelmäßig vorbei, schaue nach all dem Krimskrams, den ich nie benötige, aber immer gut brauchen kann. Eines Tages hatte ich in einer der Filialen die Erleuchtung. Na ja, Erleuchtung ist etwas hoch gegriffen, aber egal: In der einen Hand hielt ich jedenfalls eine Blumenvase, in der anderen eine praktische Computertasche und plötzlich schoss mir durch den Kopf: Wenn das die Antwort ist, was war noch mal die Frage? Die lautete nämlich nicht: Was brauche ich? An dem Tag ging es nicht um die vielen Schnäppchen, nicht um die Laptoptasche, nicht um die Vase. Davon haben wir zuhause längst genug, Sie wahrscheinlich auch. Ich wollte in Wirklichkeit nur meinen Ärger verdrängen. An anderen Einkaufstagen suchte ich mal einen Zeitvertreib, mal eine kleine Belohnung. Immer aber ging es dabei auch um eine kleine Portion Glück. Raus kamen neue Vasen.

Auch dieser Vortrag handelt von der Suche nach Glück, nach mehr Lebensqualität. Aber keine Bange, es folgt nun keine kluge Belehrung zur privaten Selbstfindung durch Verzicht. Dafür gibt es kurzweilige Werke zuhauf, die Ihnen mit schönen Worten alles Mögliche verschreiben: Genügsamkeit, gutes Essen, Bewegung und allerlei andere Medizin. Lesen Sie dafür lieber die Bibel oder Aristoteles. Atmen Sie richtig, machen Sie viel Yoga. Legen Sie sich ganz einfach mal wieder in die Sonne. Oder vielleicht in den Schnee.

Mir geht es um mehr. Um Sie und um uns, unserer Bedürfnisse, unsere Politik und unsere Gesellschaft. Es geht mir um unser aller Glück, unsere Lebensqualität. Denn damit stimmt etwas nicht im Lande. Eine gute Gesellschaft ginge anders mit sich und ihrem Wohlstand um, sorgsamer, und eine gute Politik mit den Menschen und dem Land ebenfalls. Wir alle fühlen das und rätseln doch zugleich, wie die Sorge um die eigene Zukunft oder die der Kinder, das Misstrauen gegen die große Politik, die Angst vor dem Klimawandel, der Einkauf im Supermarkt und die Furcht vor dem Verlust des Jobs zusammenpassen. Es fühlt sich nur immer häufiger so an, als ob uns etwas zwischen den Fingern zerrinnt.

Was genau dieses „Etwas“ sein kann, darüber habe ich mit Experten aus aller Welt diskutiert: Was sind die richtigen Kriterien für mehr Lebensqualität? Wie misst man sie? Warum meiden die Regierungen, die Europäische Kommission und viele Parteien dieses Thema so gern und machen uns stattdessen lieber glauben: Wenn nur die Wirtschaft wächst, wird alles gut. Sie werden hören, welche Neuigkeiten es bei der globalen Suche nach Lebensqualität gibt, wie man sie messen kann und wie wir sie dabei erfolgreicher sein könnten.

Catherine Austin Fitts misst Glück an einem Kinderlächeln. Ein warmer Sommertag, ein Gesicht mit strahlenden Augen, die Zunge leckt am Eis. Man braucht nicht lange nach Klischees vom Glück zu suchen: Dieses Bild zeigt eines. Für die Präsidentin der Investmentfirma Solari aber ist es mehr, sie hat daraus den Popsicle-Index entwickelt, benannt nach dem in den USA so beliebten Wassereis. Sie fragt die Einwohner von Stadtvierteln: Glauben Sie, dass ein Kind hier gefahrlos allein ein Eis kaufen kann? Je mehr Nachbarn das positiv sehen, desto höher ist der Index – und desto lebenswerter die Gegend.

Der Popsicle-Index ist eine Spielerei, und doch hat er einen ernsten Kern. Damit Kinder allein zur Eisdiele spazieren können, muss in einem Viertel vieles stimmen. Es muss einen Laden geben. Man muss zu Fuß hinlaufen können, ohne überfahren zu werden. Die Gegend sollte sicher sein. Und Familien müssen sich das Wohnen dort überhaupt leisten können.

Ein kleines Eis lässt also erstaunliche Rückschlüsse auf die Lebensqualität zu.

So wie es gute und schlechte Viertel gibt, gibt es auch glücklichere Nationen und weniger glückliche. Denn Lebensqualität, Wohlfühl oder das, was schon die alten Griechen als „gutes Leben“ verstanden, ist mitnichten nur vom Zufall oder den Genen abhängig. Es braucht dafür einen gewissen Wohlstand, aber viel weniger, als viele meinen. Es hat mit Chancen, Bildung, Gesundheit und einer heilen Umwelt zu tun. Und es kommt auf die Verteilung an, gleichere Gesellschaften sind ganz offensichtlich glücklicher als sehr ungleiche. Politik spielt also eine viel umfassendere Rolle für das Glück der Menschen als bislang angenommen.

Woher man das alles weiß? Vor allem in den angelsächsischen Ländern hat sich in den vergangenen Jahrzehnten eine neue Forschungsrichtung entwickelt, die so genannte „happiness economics“, die ökonomische Glücks- oder Lebensqualitätsforschung. Die sucht nach den Grundbedingungen für Wohlbefinden. Wie man das wiederum messen kann? Beispielsweise durch Befragung. Mit immer ausgefeilteren Befragungen, mit Zeitreihen und Vergleichen zwischen den Ländern, kommen die Forscher den Faktoren für Zufriedenheit inzwischen immer stärker auf die Spur. Unterstützt werden sie dabei von Psychologen und Neurologen. Denn auch deren Wissenschaft hat in den letzten Jahren Sprünge gemacht. Sie hat festgestellt, dass Menschen beispielsweise erstaunlich gut zwischen spontanen Glücksgefühlen und Zufriedenheit unterscheiden können. Immer genauer kommen wir also den Grundbedingungen auf die Schliche, die stimmen müssen, damit viele Menschen in einem Land zufrieden leben können.

Lassen Sie uns einen Moment bei diesen Ergebnissen verweilen. Seit Anfang der 80er Jahren untersucht beispielsweise der World Value Survey, wo es den

Menschen wie geht. Und dessen Erkenntnisse sind ausgerechnet für den Westen ernüchternd. Die Menschen in vielen dieser Länder sind mit ihrem Leben heute nicht zufriedener als ihre Eltern. Und das obwohl die Wirtschaft in den Industrieländern seit Jahrzehnten kräftig gewachsen ist, es einem größeren Teil der Bevölkerung also rein materiell heute so gut geht wie nie. Wir leben in einem Wohlstand, von dem unsere Eltern oder gar unsere Großeltern kaum zu träumen wagten. Trotzdem geht das Glücksgefühl in Großbritannien, Belgien, Österreich und, ja, tatsächlich auch in Deutschland sogar zurück. Zwar ist die Veränderung nicht dramatisch, doch immerhin.

Immer offensichtlich wird aber: Unsere Lebenszufriedenheit hat sich schon lange vom Boom der Börsen und der wachsenden Produktion von Gütern und Dienstleistungen abgekoppelt. Das eine hat mit dem anderen schlicht nichts zu tun. Da mag der Dax in den Abendnachrichten noch so sehr nach oben sausen und der Wirtschaftsminister dem Aufschwung huldigen: Unser Glück wächst damit noch lange nicht.

Das gilt übrigens für die USA noch weit mehr als für uns. In den Vereinigten Staaten gibt es die wohl längsten und umfassendsten Datenreihen. Die Meinungsforscher von Gallup haben schon 1946, also bereits kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, angefangen, ihre Bürger zu befragen. Amerikaner lieben Statistiken. Doch diese kann ihnen eigentlich nicht gefallen oder zumindest in ihren Hauptaussagen nicht. Denn interessant an den amerikanischen Zahlen ist vor allem eines: Obwohl die USA seit einem halben Jahrhundert den weltweit wohl größten Wirtschaftsboom erlebt haben, viele Amerikaner reicher wurden, als sie es sich je hätten träumen lassen, die Häuser heute größer, die Autos schneller und die Shopping-Malls bunter sind, werden die Menschen schon seit langem nicht mehr glücklicher. 1948 sagten auf die Frage von Gallup 38 Prozent der Befragten, sie seien „sehr glücklich“. Diese Zahl bleibt mehr oder weniger bis heute gleich, auch durch all die Jahre, in denen es in Amerika besonders stark boomte.

Diese Aussagen würden einen nicht überraschen, wäre Amerika das Paradies – würden sich also fast 100 Prozent der Menschen als ziemlich glücklich bezeichnen. Dann wäre es kein Wunder, wenn das Glück nicht mehr wüchse. Denn anders als Einkommen, das (zumindest theoretisch) nach oben unbegrenzt wachsen kann, ist dieses Lebensgefühl nicht unbegrenzt steigerbar. Zufriedener als zufrieden geht einfach nicht. Doch von diesem Zustand sind die USA ja bei einer Quote von 38 Prozent augenscheinlich weit entfernt – da wäre noch Spielraum nach oben.

Gestiegen ist das Glück hingegen in vielen Entwicklungsländern. Ronald Inglehart, ein Politologe der University of Michigan, der seit Jahrzehnten über gesellschaftliche und persönliche Werte und deren Veränderungen forscht, sagt: „In den meisten Ländern, die der Survey untersucht, ist das Glück gestiegen.“ Die Erklärung dafür ist relativ einfach. Viele der untersuchten Länder waren noch vor nicht allzu langer Zeit bitterarm. In den vergangenen Jahrzehnten ist jedoch deren Volkswirtschaft gewachsen. Steigt aber das Volkseinkommen von fast nichts auf ein bisschen, steigt auch die Lebenszufriedenheit der Bürger. Ganz offensichtlich sickert nämlich selbst bei einer enorm ungleichen Verteilung des Wohlstands und schreiender Ungerechtigkeit in einem armen Land, dessen Wirtschaft boomt, ein wenig Reichtum nach unten durch. Dann können sich mehr Menschen genug zu essen kaufen, sich

neu einkleiden und den Besuch beim Arzt bezahlen. Kein Wunder, dass deren Lebensgefühl besser wird. Ein bisschen mehr Wachstum erhöht also durchaus das Glück – bis man ein gewisses Wohlstandsniveau erreicht hat.

Danach stimmt die Regel leider nicht mehr: Haben sie erst einmal das Nötigste, macht das Wirtschaftswunder die Menschen eben nicht automatisch glücklicher. Ab einem bestimmten Wohlstandsniveau beginnen andere Dinge wichtiger zu werden. Nur, was bedeutet das für moderne Gesellschaften wie die unsere? Was hindert uns daran, aus dem Überfluss an Dingen mehr Lebenszufriedenheit zu zaubern?

Tim Jackson würde sagen: unser Umgang mit Status und Konsum. Der britische Professor hat sich Jahre lang mit der Frage beschäftigt, was uns dazu bringt, „immer mehr“ mit „immer besser“ zu verwechseln. Seine Antwort: „Wir lieben neue Dinge.“ Jackson findet das soweit eigentlich auch noch ganz normal. Das sei sogar eine anthropologische Konstante. Immer schon und in vielen Kulturen nachweisbar hätten Menschen Neues interessant gefunden und dann auch besitzen wollen. „Wir alle sprechen durch unseren Besitz – wir erzählen damit von unseren Hoffnungen, davon, wer wir sind und sein wollen. Wir wollen zwar nicht genauso aussehen, wie alle anderen. Aber wir wollen ähnlich sein und akzeptiert werden. Man will reinpassen.“ Jackson hat für seine These auch ganz praktische Beispiele: Natürlich wolle keine Frau mit genau dem Kleid zur Hochzeit gehen, das andere Frauen auch tragen. Doch es sollte in der Regel schon zum Stil des besonderen Ereignisses passen. Manchmal soll es natürlich auch bewusst aus dem Rahmen fallen. Aber auch das ist dann schon wieder eine Geschichte. Individualität und Zugehörigkeit zugleich, das sei jedenfalls das typische Verlangen.

Ein ungeheures Tempo bekam die Entwicklung mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Damals hatten die USA zugleich unglaubliche Überkapazitäten in der Industrie und eine große Zahl unterbeschäftigter Arbeiter. Und so begann die Blütezeit der Werbeindustrie, sie verwandelten das Kaufen endgültig von der Notwendigkeit und dem (für die meisten Menschen vergleichsweise begrenzten) Vergnügen zum permanenten Begleiter des Alltags und zum unverzichtbaren Teil der modernen Kultur. Bereits 1955 schrieb der amerikanische Verkaufsspezialist Victor Lebow: „Unsere enorme Produktivität verlangt, dass wir den Kauf und den Gebrauch neuer Dinge zu Ritualen machen und unsere Egos durch Konsum befriedigen. Immer schneller müssen wir Dinge konsumieren, ersetzen und wegwerfen. Status und Individualität drücken sich heute durch das aus, was jemand trägt, fährt, isst, durch sein Haus, sein Auto und welche Hobbys er sich leistet.“ Das Erbe dieses Verhaltens und zugleich sein Antreiber ist heute eine Milliarden schwere Werbeindustrie, die nichts anderes zu tun hat, als uns zu erzählen, dass wir Neues brauchen und warum wir mit dem Alten unzufrieden sein sollten.

Die Folgen beschreibt der kanadische Ökonom William Rees so: „Da diese Industrie vor allem das Unbewusste anspricht, die Hoffnungen und Ängste, ist den meisten Menschen nicht einmal klar, dass wir in einer Gesellschaft leben, die mehr manipuliert worden ist als irgendeine andere je zuvor. Wir haben uns auf das Dasein als Konsument reduziert.“

Harte Worte. Vielleicht kommen sie jemandem, der in der Nachbarschaft der USA und damit der Heimat der extra großen Shopping-Malls lebt, besonders leicht über

die Lippen. Immerhin kauft sich in den USA heutzutage der durchschnittliche Verbraucher alle fünf Tage ein neues Kleidungsstück. Doch so manches von dem, was Rees diagnostiziert, gilt auch hierzulande. Auch wir kaufen immer häufiger immer mehr und werfen es immer schneller gelangweilt in die Ecke werfen. Kein Wunder die andere haben das auch, schon gilt es etwas anderes, besondere zu bekommen.

Interessant ist das, nimmt man eine andere Erkenntnis dazu: Die Briten Richard Wilkinson und Kate Picket, die nach den Zusammenhängen von Wohlstand, Gleichheit und Glück forschen, belegen: Tatsächlich sind in gleicheren Gesellschaften mehr Menschen mit ihrem Leben zufriedener als in ungleichen. Ganz offensichtlich sind also Länder wie die USA selbst in Boomzeiten mitnichten das Modell einer guten Gesellschaft. Denn starke Ungleichheit belastet zunächst die Armen und zwar nicht nur, weil sie wenig haben. Mindestens so entscheidend ist, dass sie weniger als die anderen haben. Dabei zählen zum Weniger auch immaterielle Werte: eine schlechtere Gesundheit, weniger Bildung oder das Gefühl, nicht dazuzugehören. Unten bleibt unten.

Doch die Ungleichheit ist nicht nur für die Armen anstrengend, sondern auch für die Mittelschicht und sogar für die Reichen – so absurd das im ersten Augenblick scheinen mag. Je mehr Gesellschaften auseinanderklaffen, desto mehr wetteifern ihre Bürger darum, viel zu besitzen und zwar mit allen Mitteln. Sie geraten in die Tretmühle: jedes Jahr ein bisschen reicher, aber zunehmend gestresster und kein bisschen zufriedener. Man kann das in den USA leicht beobachten. Kein anderes Land ist freundlicher zu denen, die es „schaffen“. Wer bezahlen kann, dem stehen die Türen zu den besten Unis offen, zum Leben im richtigen Stadtviertel in einem tollen Haus. Doch verliert jemand seinen Job, dann fällt er schnell und tief: Weg sind nicht nur Haus und Auto, sondern auch die Schule für die Kinder, die Altersvorsorge und die Krankenkasse. So etwas stresst.

Überraschend ist das eigentlich nicht: Was nützt der Boom, wenn die Jobs immer stressiger werden, der Druck auf den Einzelnen immer höher? Was nützt der Wohlstand, wenn er vor allem denen da oben zugute kommt und unten die prekären Jobs boomen? Was, wenn doch alle ahnen, dass wir unsere Umwelt und die Staatsfinanzen ruinieren, und Angst haben müssen, dass spätestens für unsere Kinder das „gute Leben“ immer schwieriger zu finden sein wird? Kein Wunder, wenn heute schon Kinder in der Grundschule gestresst sind und Burn-out eine Volkskrankheit.

Jahrelang galt all das übrigens als zu vernachlässigende Nebeneffekte von zukunftsfähigen Ländern: Glaubten wir nicht alle ein wenig, dass sich dynamische Gesellschaften gerade dadurch auszeichneten, dass sie sehr durchlässig waren - nach oben und nach unten? „Wir sind unglaublich entspannt, wenn Leute stinkreich werden“, sagte Peter Mandelson, der wichtigste Stratege der britischen Labourpartei unter Tony Blair, und brachte damit doch nur den Zeitgeist zum Ausdruck. Reichtum für die da oben war gut, denn nach unten würde schon genug durchfallen, und die Wirtschaft würde dadurch auch besser wachsen.

Das Problem ist eben nur: Weder haben die so geschaffenen Wachstumsraten die Menschen zufriedener gemacht, noch haben sie uns bisher ein Wirtschaftsmodell

beschert, das sicher und zukunftsfähig ist. Im Gegenteil: Die Finanzkrise hat deutlich gezeigt, wie wackelig ein Wohlstandsmodell ist, wenn es vor allem auf möglichst großen Zuwachs setzt und auf einen Boom an den Börsen.

Was daraus folgt? Sicher kein Aufruf zur Askese und schon gar nicht an die da unten.

Wir sollten aber grundsätzlich über die Kriterien sprechen, die in Deutschland möglichst vielen Menschen ein gutes und sicheres Leben ermöglichen – statt stereotyp das Mantra vom „Immer mehr“ zu wiederholen. Die Debatte darüber könnte uns dann ganz nebenbei auch noch bei einem anderen drängenden Problem helfen: beim Entzug der Politiker von der Wachstumsdroge. Bisher gilt als globaler Konsens. Je mehr die Weltwirtschaft wächst, desto besser. Sicher, inzwischen sagt fast jeder Politiker mehr oder weniger verschämt „nachhaltig“ dazu. Aber im Grunde gilt das Land als erfolgreich, in dem die Wirtschaft möglichst stark boomt. In dem das Sozialprodukt möglichst stark steigt.

Nur leider stimmt das so nicht.

Denn was sagt das Bruttoinlandsprodukt (auch BIP abgekürzt)? Was sagt das Sozialprodukt? Wenn diese Zahlen wachsen, steigt der Umsatz vieler Unternehmen, es werden mehr Waren verarbeitet, verkauft und verbraucht. Es wird gehandelt, es brummen die Maschinen, es gibt mehr Dienstleistungen. Doch das heißt mitnichten automatisch, dass es mehr Menschen besser geht. Das BIP selbst sagt nicht automatisch etwas über das Leben in einem Land. Es ist blind, wenn es um die Verteilung des Reichtums geht. Es zählt nicht all die Arbeit, die ehrenamtlich oder freiwillig in einem Land verrichtet wird, und es kann die Schwarzarbeit nicht messen, denn für beides reichen die Informationen nicht. Das BIP verrät nicht, ob eine Wirtschaft solide und krisenresistent ist. Und es sagt nichts darüber aus, ob ein Land sich in die richtige Richtung entwickelt oder ob es einfach Raubbau an Mensch und Umwelt betreibt – es zählt Umweltzerstörung sogar als Gewinn.

Wie absurd es ist, den ökonomischen Erfolg eines Landes auf das BIP zu reduzieren, zeigen ein paar einfache Beispiele. Ereignet sich heute ein Unfall, wird ein Auto zu Schrott gefahren und landet der Fahrer im Krankenhaus, dann wächst laut Bruttoinlandsprodukt die Wirtschaft – obwohl doch das Ereignis dem Mann wie der Gesellschaft schadet. Oder, ein zugegebenermaßen ziemlich altmodisch klingendes Beispiel: In dem Augenblick, in dem der Mann seine Haushälterin heiratet und sie fürderhin umsonst für ihn putzt, sinkt das Sozialprodukt. Es sinkt auch, wenn an der Börse die Luftbuchungen der Banken platzen, das haben wir in der Finanzkrise ja gerade hinreichend erlebt. Und noch absurder verhält es sich beim Verbrauch der Umwelt. Ob Ressourcen nachhaltig genutzt werden oder nicht, ist dem BIP völlig egal. Die Umwelt kann sogar kaputtgehen, das BIP wird trotzdem größer.

Die meisten Experten wissen um diese Absurdität und natürlich auch die klügeren Politiker. Nur, welche Alternativen zum Wachstum haben sie? Bisher brauchten die Regierungen hohe Wachstumsraten wie Ertrinkende das Rettungsboot. Weil sie glauben, nur ein wachsender Haushalt sei ein guter Haushalt. Weil auch sie „immer mehr“ mit „immer besser“ verwechselt haben. Leider haben wir alle dabei nur

verdrängt, dass durch dieses Modell ganz offensichtlich der Globus ruiniert wird. Das ist zwar nicht neu, aber in letzter Zeit wird es offensichtlich. Wir werden zwar nominell noch reicher, aber in Wirklichkeit ärmer. Jede Ölpest ist gut für die Wirtschaft, weil danach das Bruttosozialprodukt steigt. Dabei wachsen wir uns quasi in den Ruin, unser Wirtschaftswunder lebt auf Pump, ökologisch gesehen. Wir ruinieren das Klima, wir laugen die Böden aus, vernichten die Arten und fischen die Meere leer. Und bisher hat es noch niemand geschafft, unser Wachstum wirklich grün zu machen. Es ist auch zweifelhaft, ob das überhaupt möglich ist.

Der Klimaberater der Bundeskanzlerin, Hans Joachim Schellnhuber, hält die Hoffnung auf grünes Wachstum jedenfalls für „hochgradig naiv“. Und der Oldenburger Wirtschaftswissenschaftler Nico Paech, einer der wenigen seiner Zunft, die die ökologische Frage mitdenken, spricht von einer „Utopie“. Man müsse sich nur die Zahlen anschauen. Danach verbrauchen wir mit unserem heutigen Lebensstil im Jahr mehr als zwei Welten, und eine Trendwende sei nicht in Sicht. Folglich nähern wir uns unweigerlich dem Umwelt-GAU, beim Klima allemal, aber nicht nur dort. Trotzdem ist das Nachdenken über „weniger“ eines der letzten Tabus, unter Ökonomen sowieso, aber auch unter Politikern.

Weniger: Wer das Wort sagt, der müsste erklären, wo und bei wem gespart werden soll. Kein Wunder also, dass die Spitzenpolitiker aller Parteien davor zurückschrecken, selbst die der Grünen. Denn sie können dieses Risiko nur wagen, wenn sie neue Worte dafür finden, wie das Leben dann trotzdem interessant, neu und lebenswert bleibt.

Manche versuchen das auch, halbherzig noch, aber immerhin. Der französische Präsident Nicolas Sarkozy entdeckte das Thema als einer der Ersten für die große Politik. Am Montag, dem 14. September 2009, also genau ein Jahr nach dem Bankrott der amerikanischen Bank Lehmann Brothers, dem Ereignis, das die Welt in die Wirtschaftskrise stürzte, lud er zu einer internationalen Konferenz in die Große Aula der Pariser Sorbonne Universität. Dort rief der Staatschef zu einer statistischen Revolution auf: „Raus aus der Religion der Zahlen“, lautete die Parole. Dann stellte er die Ergebnisse der „Kommission über die Messung der wirtschaftlichen Leistung und des gesellschaftlichen Fortschritts“ vor. An deren Spitze standen Experten im Anders-Denken: die nobelpreisbewährten Ökonomen Joseph Stiglitz und Amartya Sen sowie deren französischer Kollege Jean-Paul Fitoussi. Sie sollten gemeinsam als Lüge entlarven, dass unser aller Maß für das Wirtschaftswachstum, das Bruttoinlandsprodukt (BIP), den Wohlstand der Nationen widerspiegeln. Und sie sollten Alternativen vorschlagen.

Die Kommission (zu der übrigens kein Ökonom einer deutschen Universität gehörte) füllte 292 kluge Seiten. Sie empfiehlt, neue statistische Instrumente zur Messung des Wohlstands der Nationen einzuführen. „Die Welt ist reif, von der Messung der Produktion zur Messung des Wohlergehens der Menschen zu wechseln“, schreiben die Forscher. Und sie sagen ganz explizit: „Diejenigen, die unsere Gesellschaften mithilfe des BIP lenken wollen, sind wie Piloten ohne einen verlässlichen Kompass.“ Dennoch: Am Ende lässt der Bericht vieles offen. Er soll „eher der Anfang einer Debatte sein als ihr Ende“, heißt es.

Man kann das mutlos nennen, andere Wissenschaftler wie beispielsweise der Frankfurter Stefan Bergheim oder der Heidelberger Hans Diefenbach präsentieren inzwischen eigene Indizes. In Großbritannien gibt es den Happy Planet Index und selbst der Club der reichen Industrieländer, die OECD, experimentiert mit anderen Maßzahlen. Aber man kann auch fragen: Warum sollen Wissenschaftler sich für einen anderen Index entscheiden, dem automatisch andere Werturteile zugrunde liegen? Ist es nicht der Job gewählter Politiker zu entscheiden, woran sie gemessen werden wollen? In Großbritannien, Kanada und Neuseeland gibt es inzwischen nationale Glücksindizes. Aber die deutsche und die französische Regierung drücken sich davor bis heute. Denen ist anderes wohl wichtiger.

Immerhin, der Bundestag ist aktiv. Auf Drängen von SPD und Grünen richtete er vor einem Jahr eine Enquete-Kommission mit dem Titel: „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“ ein. Wenn die gut läuft, soll auch sie sich am Ende auf einen neuen Indikator für Lebensqualität geeinigt haben. Denn es gibt sie ja auch bei den Parteien, die Weiterdenker. Die SPD versammelt sie zaghaft in einer Fortschrittswerkstatt, bei den Grünen schwappt die Debatte immer mal wieder hoch, und auch die CDU hat mit Kurt Biedenkopf oder Klaus Töpfer schon lange ihre Experten.

Interessanter noch ist jedoch, was im Kleinen, im echten Leben geschieht – beispielsweise in vielen Städten. Da fahren junge Leute heute schon viel weniger Auto und wollen trotzdem mehr Mobilität. Durch Car-Sharing, neue Kombinationen von Elektroautos und die Bahn bekommen sie genau das: mehr und weniger zugleich: weniger eigenes Auto, mehr Beweglichkeit. Das Beispiel könnte, denkt man es weiter, zu einer ganz neuen Debatte über privaten Besitz und kollektive Nutzung führen. Kombiniert man „Haben“ und „Nutzen“ neu, könnten Menschen mit wenig Eigentum trotzdem mehr genießen: in Gemeinschaftsgärten, Bibliotheken, durch Tauschringe und neue Verkehrskonzepte. Das mag utopisch klingen, im Kleinen vielleicht niedlich wirken, im Großen unmöglich.

Aber hat nicht das meiste Neue so begonnen? Durch Zweifel an der Gegenwart?

\*\*\*\*\*

**\* Zur Autorin:**

Petra Pinzler, Jahrgang 1965. Nach Wirtschafts- und Politikstudium und Journalistenschule kam sie 1994 zu der ZEIT ins Wirtschaftsressort. Ihre Themen Entwicklungspolitik und globale Ökonomie trugen sie rund um den Erdball. 1998 bis 2001 war sie Korrespondentin in Washington, dann in Brüssel. Dort lernte sie Europa schätzen als ein äußerst erfolgreiches Konsensmodell für die Welt. Seit Anfang 2008 arbeitet Petra Pinzler im Berliner Büro der ZEIT.

**Buch:**

– Immer mehr ist nicht genug!: Vom Wachstumswahn zum Bruttosozialprodukt. Pantheon-Verlag. 2011.